

Wiesbadener Unterhaltungsblatt.

Gratisbeilage zum
Wiesbadener General-Anzeiger.

Ämtliches Organ der Stadt Wiesbaden.

Nr. 2.

Sonntag, den 12. Januar 1896.

III. Jahrgang.

Eine Serailgeschichte.

Von E. Bahrow.

(Nachdruck verboten.)

Blau wie der Himmel eines Neuruppiner Bilderbogens wölbte sich die Aetherkuppel über dem Bosporus. Es war früh am Morgen, so früh, daß nur wenige schlanke Boote über das Wasser glitten, selbst die Fischer waren noch nicht bei der Arbeit.

An den steil zum Wasser abfallenden Mauern eines Palastes regte sich indeß etwas am Fenster; ein einziges Fenster enthielt die ganze Mauer, und dieses gehörte zu dem Zimmer von Aischa, der Tochter der verstorbenen Lieblingsgattin von Ebenhed-Bey.

Aischa hatte eine sehr bevorzugte Stellung im Serail, sie genoß eine halb europäische Erziehung, hatte ihre sprachlichen und musikalischen Anlagen bei vorzüglichen Lehrerinnen ausbilden können und war der Liebling ihres Vaters; nur in Sachen des Glaubens war er unerbittlich, und Aischa mußte sich den strengen Sitten ihres Heimathlandes fügen.

Ach, wie war sie schön! Ja, Ebenhed-Bey hatte Recht, sie sah ihrer todtten Mutter, welche germanischer Abstammung gewesen, sprechend ähnlich; nur schauten unter den schimmernd goldenen Locken die großen, dunkelbraunen Augen des Vaters hervor, traurig und sehnsüchtig.

Aischa sah aus dem vergitterten Fenster auf den Bosporus hinab. Ein feines weißes Schleierchen ließ ihr süßes Kindergezicht deutlich durchschimmern.

Plötzlich schrak sie zusammen; ihr Auge wandte sich mechanisch einem Boot zu, welches dicht an der Hausmauer entlang fuhr.

„Gott ist groß,“ murmelte das junge Mädchen unwillkürlich wie zum Schutz. Denn ein Paar bligende, flehende, blaue Augen hatten ihren Blick festgehalten und schienen sich an ihr festzufangen.

Der junge Herr dort unten befand sich ganz allein in dem Boot. Es war nicht das erste Mal, daß er die schöne Aischa bemerkte; im Gegentheil, seit zwei Wochen schon ruderte er auf dem Wasser umher in der Hoffnung, die Tochter des Beys wiederzusehen, welche beim ersten Anblick sein Herz entzündet hatte. Ja, Guy Dreadford liebte, und zwar diesmal sehr ernstlich, „for good“, sagte er selbst. Vielleicht reizte auch die Gefahr seiner Werbung den verwöhnten reichen Engländer, denn

er hatte lange genug in jenem Lande gelebt, um zu wissen, daß den Widerstand eines frommgläubigen Türken kein noch so guter englischer Name oder Stand brechen könne; fast wäre er selbst zum Islam übergetreten, wenn er nicht durch bestochene Dienerinnen des Beys von der abendländischen Erziehung seiner Angebeteten gehört hätte — er hoffte nun, seinerseits sie zum Christenthum bekehren zu können.

Aischa also fühlte den heißen Strom aus dem Blick des jungen Bewunderers zu sich aufsteigen, und — Amors Wege sind wunderbar! — der Strom ergoß sich also gleich bis in ihr eigenes Herz hinein.

Jäh fuhr sie vom Fenster zurück, um gleich darauf wieder zwischen den Gitterstäben hervorzuliegen. Ja, dort hielt noch das Boot, und der feste Mann darin hielt ihr eine rothe Rose — die Blume der Liebe — entgegengestreckt.

Erschreckt und doch beseligt, wich Aischa nun ganz zurück und sank auf die seidenen Polster ihres Divans nieder. In einem Sturm neuer Gefühle verbrachte sie den Tag und die folgende Nacht. Sie blieb unter dem Vorwand von Kopfschmerzen in ihrem Gemach allein und nur Alida, ihre alte Negerin, durfte um sie sein.

Am nächsten Morgen, ehe die Sonne aufging, harrete sie schon zitternd am Fenster. — Dort! Ja dort kam er wieder, und das stumme Spiel begann von Neuem.

Vier Tage grüßten sich nur die beiden Augenpaare, am fünften rief Guy Dreadford ein zärtliches, leises Wort hinauf, und am sechsten antwortete sie ihm — und zu Guy's Entzücken in vollendetem Englisch.

Nun, da die Liebesgeschichte in vollem Fluß war, mußten die Schwierigkeiten ihr Recht verlangen. Aischa und Guy hatten trotz langer, leiser Gespräche kein Mittel zur näheren Verbindung finden können; und Liebe ist wie ein Kind, sie verlangt immer Neues, je mehr man ihr reicht.

Eines Morgens erschien keine Aischa am Fenster, sondern ein langes Seidenband hing herunter mit einem Briefchen daran;

„Geliebter, man hat Argwohn geschöpft, weil ich so viel allein und am Fenster bin. Mein Vater findet mich blaß und matt, er reist mit mir auf sein Landgut bei Skutari. Alida begleitet mich, Du kannst ihr vertrauen, versuche eine Annäherung durch sie. Aber sei vorsichtig, um Allah's Willen.“

Aischa, Dein Kleinod.“

Guy starrte lange auf das Briefchen nieder. Er wußte, gutwillig würde ihm Ebenihed-Bey nie seine Tochter zum Weibe geben, List und Gewalt mußten hier helfen.

Auf dem Landgute des Bey's genoß Aischa mehr Freiheit als in dem städtischen Palast ihres Vaters. Sie war mit nur wenigen Frauen hinausgefahren und ein oder zwei Eunuchen versahen den Wächtdienst vor dem Schloßchen. In dem weiten, von Mauern umgebenen Garten wandelte Aischa mit Alida und deren Tochter Fatime stundenlang auf und ab und machte mit diesen, ihr treu untergebenen Dienerinnen Pläne für ihre Flucht mit Guy Dreadford. Denn zur Flucht mußte es kommen, das war unumstößlich!

Eines Morgens erschien bei Ebenihed ein Unterhändler, welcher dem Bey vortrug, daß Fatime, die Tochter Alida's, einen glühenden Bewunderer in einem jungen Engländer gefunden habe, welcher sie auf der Straße gesehen. Er sei bereit, eine bedeutende Summe zu zahlen, wenn Ebenihed-Bey ihm das junge Mädchen überlassen wolle.

Ebenihed war, wie fast alle Türken, überaus habgierig und er besann sich keinen Augenblick, Ja zu sagen.

„Er möge selbst kommen“, setzte er indeß hinzu, „denn ich habe bei dem Handel Bedingungen zu stellen.“

So also geschah es, daß eines Morgens Guy Dreadford bei einem guten Frühstück seinem ahnungslosen Schwiegervater in spe gegenüber saß und um Fatime handelte.

„Ihr müßt die Mutter mit in den Kauf nehmen“, sprach der Alte, „denn ich möchte die Beiden nicht trennen. Auch wünschte ich schon lange, meiner Tochter Aischa andere Gefährtinnen zu geben; diese Schwarze und ihre schöne, nur noch bräunliche Tochter Fatime scheinen mein Kind nicht aufheitern zu können.“

„So ist Eure Tochter krank?“ fragte theilnehmend Guy.

„Krank wohl kaum, aber traurig. Ach, wüßte ich doch einen Arzt, der sie wieder fröhlich macht.“

„Gestattet mir, Ebenihed-Bey“, erwiderte Guy, „Eurer Tochter Puls zu fühlen; ich bin ein geliebter Magnetiseur und kann sie vielleicht kuriren.“

Eine größere Lüge war nie gesprochen worden, denn Guy hatte keine Ahnung von der Kunst des Magnetisierens; nur kannte er die mythischen Reigungen der Morgenländer und baute auf sie, — auch wußte er von Aischa, daß ihr Vater kein Wort englisch verstehe.

Aischa wurde gerufen und trat tief verschleiert herein. Guy ergriff ihre kleine Hand, welche heftig zitterte und begann ihr den Puls zu fühlen.

„Freundlicher Wirth“, begann er hierauf, „Deine Tochter leidet an Herzweh, Du mußt ihr mehr Zerstreuung verschaffen. Hat sie einen Herzenswunsch?“

„Ich möchte reisen“, sagte Aischa.

Ebenihed schlug die Hände zusammen.

„Allah behüte Dich!“ rief er entsetzt. „Das kommt von der abendländischen Erziehung her! Wer hat Dir solche Abentheurgedanken eingeflößt?“

Aischa gedachte muthig den Augenblick zu benutzen.

„Verzeihe, mein Vater, wenn es Dich kränkt; aber Du weißt, ich sehne mich gerade nach jenem Abendlande, wo die Frauen unverhüllt gehen und doch ehrbar sind.“

Bornroth schüttelte Ebenihed die Fäuste: „Nie, so lange ich lebe! Du wirst noch in diesem Monat heirathen, das merke Dir. Die Grillen werden Dir vergehen, wenn Du im Serral des Fürsten Ahmed Ben Guzmeh sitzt. Ihr seht, Doktor Dreadford, daß sie nicht krank, sondern nur launisch ist.“

Guy verbeugte sich zustimmend. Dann, indem er einige Zeichen über Aischa's Stirn machte, flüsterte er ihr in englischer Sprache zu:

„Heut Abend um neun Uhr.“

Aischa verneigte sich und ging, gefolgt von ihren Frauen, hinaus.

Guy beendete inzwischen sein Geschäft mit Ebenihed, und es wurde den wachhabenden Eunuchen mitgetheilt, daß am heutigen Abend um neun Uhr dieser fremde Herr ohne Schwierigkeiten Fatime und Alida abholen dürfe.

In unscheinbaren Gewändern, das von dichten Schleiern umhüllte Gesicht bräunlich gefärbt, trat am Abend nicht Fatime, sondern Aischa in Alidas Begleitung vor die Thür. Ebenihed selbst geleitete Guy mit den beiden Frauen zu dem wartenden Wagen.

„Was macht Aischa?“ fragte er noch zum Abschied die Negerin.

„Sie schläft Herr“, erwiderte diese. „Laßt sie morgen noch ungestört, sie wird dann in der Einsamkeit am schnellsten zur Vernunft kommen.“

Ebenihed nickte, Guy stieg ein, und im schnellen Laufe flogen die Pferde davon.

Während dieser Zeit war die falsche Aischa, die junge Fatime in den Kleidern eines Fischers, welche Guy durch seinen Unterhändler in das Haus geschmuggelt hatte, über die Gartenmauer gekommen und eilte nun durch einen kleinen Olivenhain dem Hauptwege zu, wo sie sogleich von dem schnellen Wagen eingeholt wurde. Schwierigkeiten standen ihnen nun nicht mehr im Wege. Guy bestieg mit seinen entführten Begleiterinnen ein Dampfboot und fuhr bis nach Triest, wo er der verwickelteren Wege wegen die Eisenbahn wählte. Auf mannigfachen Umwegen erreichte er mit seiner nunmehr europäisch gekleideten Aischa England und übergab seine schöne Brant dort der Obhut seiner Schwester, einer verheirateten Dame. Jetzt erst schrieb er an seinen Schwiegervater wider Willen und stellte ihm vor, daß er nun nicht mehr anders könne, als die Einwilligung zu der Heirat mit ihm geben. Aischa ihrerseits fügte einige Zeilen hinzu, — sie würde sich eher das Leben nehmen, als von ihrem Guy lassen und so weiter und so weiter.

Ebenihed-Bey war weise und fügte sich dem Zwange, und so endete die romantische Geschichte mit einer prosaischen Zivilehe. Guy's Schwester aber konnte eine Frage nicht unterdrücken.

„Warum in aller Welt“, rief sie, „hast Du nicht wirklich Fatime und Alida als Ehrenschatz mitgenommen, und die echte Aischa in Fischerkleidung entfliehen lassen? Wenn nun im letzten Augenblick Ebenihed Euren Betrug entdeckt hätte.“

„Gott schützt die Liebenden!“ versetzte Guy. „Und Aischa konnte nicht als Knabe gekleidet entfliehen, denn Du vergißt ihr langes Goldhaar. Und das zu opfern wäre ja unmöglich gewesen!“



Im Schnee.

Von Georg Paulsen.

(Nachdruck verboten.)

Der Hüttenbesitzer broden im Gebirgsort war schwer verwundet aufgefunden. Er lag im Schnee, einem Todten gleich, aus einer tiefen Kopfwunde blutend.

Mit unheimlicher Geschwindigkeit drang die Konde von Haus zu Haus; die Leute standen im Schnee vor den Thüren und schlugen die Hände über den Köpfen zusammen. Diese Bluttat konnte Niemand verstehen.

Der Hüttenbesitzer hatte lohnende Arbeit, Brot für Jeden, welcher die Hände regen wollte, in den Ort gebracht; war sonst in der Winterszeit überall Schmalhans Küchenmeister gewesen, jetzt gab es ein leidliches Auskommen. Und warum nun die Hand gegen ihn erheben!

Ja, wenn er ein Fremder gewesen, die fleischnadigen Leute im Gebirgswald gereizt und herausgefordert hätte! Aber er war selbst zu Hause hier, ein halbes Duzend Jahre nur in der Fremde gewesen, und der kenntnißreiche und unternehmende Mann hatte draußen Verbindungen angeknüpft, die ihm den Betrieb der Hütte ermöglicht hatten. Die ganze Gegend hatte von ihm Segen! Warum gegen ihn die Hand erheben? Warum, warum?

Hinten am Baum hinter'm Wirthshaus standen zwei Männer; Beide robuste und starknochige Gesellen. Dem Einen fiel das struppige Haar tief hinein in die Stirn, bis über die Augen, von denen man sagen möchte, daß sie einem anderen Menschen nicht gern offen ins Gesicht sahen. Der Andere hatt' ein offen und frei Gesicht, einen offen und hellen Blick. Die Beiden hielten einen schweren Stod im Arm, als ob sie eben aus dem Gebirge oben herniedergestiegen seien.

„Was willst mir sagen, Christian?“, hub der mit dem wirren Haar an.

„Solltest nicht selbst wissen, was ich mit Dir zu reden hätte?“ fragte der dagegen.

Der Finstere wollte auch auffahren, aber er besann sich doch: „Kann die Fachsen und Räthsel nicht leiden, Christian! Sag, was Du willst, oder ich geh!“

„Wenn Du nicht anders willst? Meinetwegen! Oben war ich im Wald heut, wo man eine Stunde nachher den Hüttenbesitzer gefunden hat.“

Ueber des Andern Gesicht ging es wie ein Zucken und Zucken. Dann sagte auch er, ganz ruhig anscheinend: „Meinetwegen.“

„Dächte doch nicht, daß es Dir so ganz gleichgiltig wäre, Ferdinand.“ fuhr Christian erbittert fort. „Der Hüttenbesitzer liegt auf den Tod, wer weiß, ob wir Arbeit behalten!“

Höhnisch lachte Ferdinand: „Dann wander' ich in die weite Welt, wander' Du mit!“

„Mit Dir' keinen Schritt, daß Du's nur weißt!“ rief Christian hervor.

Wüthend schwang der Andere seinen Stod: „Du, Du, nimm Dich in Acht! Beleidigen lasse ich von Niemand mich, am wenigsten von Dir. Pflege nicht viele Umstände zu machen, wenn mir einer zu nahe tritt!“

„Hab's gemerkt heut' Nachmittag, Du! Darum liegt der Hüttenbesitzer auf den Tod?“

„Teufel Du, was willst Du damit sagen?“ drohend hob Ferdinand seinen Stod.

„Dein Angefallen macht keinen Eindruck auf mich.“

Du weißt, was ich sagen will: Du, Du hast den Hüttenbesitzer erschlagen.“

Ferdinand schien sich einen Augenblick auf Christian stützen zu wollen, dann sagte er kalt: „Du bist ein Narr. Weil Du glaubst, ich könnt' Dich bei der Magdalis aus dem Feld schlagen, willst mir nun ein Verbrechen auf den Kopf zusagen! Rührt mich nicht!“

„Die Magdalis bleibt hier ganz aus dem Spiel. Aug' um Aug', Blut um Blut, Zahn um Zahn, so heißt es hier. Und meine Anklag' rührt Dich nicht? Hab' nur Acht!“

„Ein Hans Narr bist Du! Was willst mir beweisen, was hast Du gesehen?“

„Gesehen hab' ich nichts, beweisen will ich Dir Alles, aber auch Alles!“

Der Beschuldigte lachte wieder sein unheimliches Lachen, aber höhnisch genug klang es.

„Hör nur zu, wenn in ein paar Stunden Dein Gedächtniß denn wirklich gar so schwach geworden ist. Gesehen hab' ich, wie der Hüttenbesitzer den Waldweg hinein schritt, der Richtung zu, wo heute die Holzauktion sein sollte? Gesehen hab' ich, wie Du hinter ihm herliegst, und wie Du nach kaum einer Viertelstunde wiederkamst. So scheu blicktest Du Dich um, und eine pralle Geldbörse hieltst Du in der Hand!“

„Weißt Du dann, ob ich nicht insgeheim mehr harte Thaler im Sack habe, als Du?“

„Nichts weiß ich, als was ich nicht selbst gesehen! Und in der Hand hattest Du noch einen Stod, den warfst Du ins Gebüsch. Er sollte den Abhang hinunter rollen, blieb aber in den Zweigen hängen. Und ich nahm ihn . . .“

„Meinetwegen!“ Der Ferdinand lachte wieder sein bösestes Lachen.

„Und ich nahm ihn, und als ich ihn anschaut', da war Blut daran, dunkles, schweres Blut.“ Christian schwieg still, auch Ferdinand, obwohl sein Athem hörbar ging.

„Was geht's mich an?“ hub der Letztere endlich an. „Draußen bei der Mühle bellte und kläffte ein Hund nach mir, dem hab' ich mit dem Stod einen Schlag gegeben, und der mag wohl zu hart ausgefallen sein. Was geht's mich an!“

„Daß es Dich angehen, was da mag. Bleibt der Hüttenbesitzer am Leben, will ich schweigen. Aber das Geld giebt seinen Angehörigen heraus!“

„Mein Geld! Mein Geld fortgeben? Daß ich ein Narr wär'!“

„Gut, dann fahr' ich heute Abend zur Stadt mit dem Zuge und erzähle morgen früh beim Gericht, was ich gesehen!“

„Meinetwegen!“ damit trennten sich die Beiden.

Ferdinand blieb in verzweifelter Stimmung retour, und sein ganzes ungestümes Temperament brach los, als er sich unbelauscht sah. Ja, er hatte die schwere That begangen, er hatte den Hüttenbesitzer, von dem er wußte, daß er viel Geld bei sich trug, überfallen, um sein Geld zu gewinnen, um sein Mädchen für sich endlich zu gewinnen.

Wenn nun Christian zur Stadt fuhr, dann war für ihn alles verloren. Er hatte vom Scharfsinn der Gerichtsherren genug reden hören, sie würden aus den wider ihn erhobenen Beschuldigungen nur zu bald den Thäter erkennen. Und dann war Alles aus, Alles.

Die Haare sträubten sich ihm, krampfhaft biß er die Zähne zusammen. Was konnte ihm da helfen? Flucht, nichts als Flucht.

Unsere geehrten Leserinnen werden höchlichst erfindet, den „Wiesbadener General-Anzeiger“, amüsantes Organ der Stadt Wiesbaden“ in ihren Freundes- und Bekanntenkreisen zum Abonnement zu empfehlen. Wir werden uns durch sorgfältige Auswähl spannender Romane und abwechslungsreicher Unterhaltungslektüre dafür dankbar zu erweisen suchen. Bei Bestellungen und Einkäufen von Waaren wolle man sich gültigst ebenfalls auf die betr. Angaben des „Wiesbadener General-Anzeigers“ beziehen und dadurch in wohlwollender Weise zur Förderung unseres Blattes beitragen.

Bitte zu lesen!

Aber nein! Ein Gedanke blühte in ihm auf, so teuflisch, so fürchterlich, daß er kaum aus Menschengehirn zu kommen schien, aber er behagte ihm.

Wenn er eine geraume Strecke von der Station eine Schiene des Eisenbahngleises löste, dann mußte der Zug zum Entgleisen kommen. Und gingen Menschen dabei zu Grunde, nun, auch sein Kopf stand in Frage. Und wurde der „Angeber“ Christian dann nicht mit betroffen, nun dann bot sich wohl im Gewühl oder auf dem Heimwege eine Gelegenheit, mit dem Messer den allzu redesfertigen Mund zum Schweigen zu bringen.

Er rannte der Bahnstrecke zu, daß ihm der Schweiß auf der Stirn stand. Im dichten Schneegestöber gelang es ihm auch, eine Schiene unbemerkt zu lösen. Kein Wetter konnte für ihn günstiger sein.

Mit teuflischem Lachen harnte er der Ankunft des Zuges, die breite Klinge seines Messers betrachtend, und es dann in der Brusttasche bergend.

Der Zug mußte Verspätung haben, die für die Ankunft erforderliche Zeit war verstrichen, der Attentäter, von qualvoller Ungeduld getrieben, ging das Geleise aufwärts. Da harnte er, mit dem wieder gezielten Messer in der Hand.

Endlich in der Ferne ein blühender Lichtschimmer inmitten der fallenden Schneeflocken. „Er kommt, endlich!“ jauchzte der Verbrecher. Und er stellte sich ganz nahe an die Schienen heran. Nun war auch das Rollen der Räder in der Ferne vernehmbar, leuchtender und leuchtender schimmerten die Signallaternen.

„Das Zeichen meiner Rache!“ jubelte der Wartende. Wie festgebannt stand er, immer näher kausste im Schneesturm der Zug. Jetzt wollte der Attentäter zurücktreten, da, ein gellender Schrei, von den Puffern erfasst ward er selbst vor die Maschine geschleudert und im Nu gräßlich zermalmt. Seine Blutgier, sein Mordburch hatte ihn die eigene Gefahr übersehen lassen. Der Zug hielt wenige Meter vor der aufgerissenen Schiene.

Für Haus und Herd.

Das Erkennen der künstlichen Färbung von Rothweinen. Die Fälschungen der Weine und vorzüglich der Rothweine werden noch immer mit ungeschwächten Kräften fortgesetzt. Einfache Mittel zum sicheren Erkennen künstlicher Färbungen der Rothweine sind folgende: 1) Mischst man den Rothwein mit dem gleichen Volumen Salpetersäure von 1,2 spezifischem Gewicht, so erhält sich der echte Farbstoff des Weines mehrere Tage lang unverändert; fremde Farbstoffe: Fuchsin, Alizarin, Malvenfärb, Heidelbeerfärb, Saft von rothen Rüben, Abkochungen von Rothholz und Cochenille verschwinden schon nach einer Stunde. 2) Fuchsin im Weine erkennt man, wenn man einige Tropfen Wein in die Hand gießt; enthält derselbe Fuchsin, so wird die Haut lebhaft roth gefärbt, und diese Färbung ist so dauerhaft, daß sie sich mit bloßem Wasser nicht entfernen läßt. Enthält der Wein kein Fuchsin, so verschwindet die Färbung der Haut sofort nach dem Abwaschen mit Wasser.

Die Reinigung von Photographien vollzieht man sehr bequem und rasch dadurch, daß man sie vorsichtig mit frischer, aber nicht allzu klebriger Seimel abreibt. Enthält die zum Reinigen benutzte Seimel zu viel Feuchtigkeit, so entstehen leicht Flecken und matte Stellen auf den abgeriebenen Photographien.

Schmutzige Strohmatte werden wieder schön, wenn man sie mittels scharfer Bürste mit ziemlich scharfem, warmem — nicht heißem! — Salzwasser bürstet.

Goldkörner.

Wer häufig handelt, der wird bald bereu'n,
D'rinn hüte dich, die Saat des Jorns zu streu'n;
Wer and're leiten will, darf nicht der Regung
Des Jorns folgen ohne Ueberlegung.
Verstand und Muth sind dem, der zornig ist,
Gleich einer Klinge, die der Rost zerfrisst.

Das ist das schöne Amt der Geister,
Ob auch der Einzelne bezieht,
Daß Jeder als ein kleiner Meister
Für's große Allgemeine wirkt.



Räthsecke.

1. Füll-Räthsel.

A	A	A	A	D	E
E	E	E	F	I	I
K	L	L	L	N	N
N	N	O	O	O	O
O	P	P	R	S	T
T	T	T	T	T	W

trügerischer Angriff, Stadt in Portugal.

2. Wer erräth's?

Und also tönt des Sängers Lied;
Nun, Herz, mit b sollst Du er künden,
Was ich im schönsten Traum geschaut,
Mich ließ das Glück als holde Braut
Das w von allen Frauen finden.



Auflösungen der Räthsel aus No. 1.

1. Palindrom.

Chnes. — Schne.

2. Wer erräth's?

Der Buchstabe „i“.



Richtige Räthselösungen sandten ein: August Winter, Obertertianer S., Anna B., sämmtlich hier; Gustav D. in Wiesbad und die kluge Marie in Neuborf.

